



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 171.

Dienstag, 26. Juli

1927.

(11. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Curt Seibert.

Der Bahnhof Kleinmöhlen war ein rotes Ziegelhäuschen mit einer Wartestube, einem Fahrkartenschalter, einer Gepäckabfertigung und mehreren Wohnräumen, die dem Vorsteher zur Verfügung standen. Mit vier Beamten bewältigte er den ganzen Betrieb hier, nur wenige Züge am Tage passierten den kleinen Ort, davon hielt die Hälfte nicht einmal. Orion suchte nach dem Mann mit der roten Mütze und traf ihn in der Gepäckabfertigung als einen noch jüngeren Menschen mit flachem, blondem Schnurrbart und roten Backen.

Er stellte sich vor und fragte, wer am 8. November, abends um 8 Uhr, Bahnhofsdienst gehabt habe. Der Vorsteher lachte:

„Das war ich, denn es gibt hier keine Ablösung. Die paar Züge, die am Tage durchkommen, fertige ich allein ab.“

„Dann haben Sie zweifellos auch Herrn von Eggebrecht gesehen, der an diesem Abend hier einen Bekannten abholen wollte?“

„Ich habe ihn nicht nur gesehen, ich habe sogar mit ihm gesprochen“, sagte der Vorsteher nicht ohne einen gewissen Stolz.

Es gibt Leute, die für ihr Leben gern Zeuge spielen und Aussagen in allerlei Angelegenheiten machen.

„Das ist ja sehr interessant“, sagte Orion, „was sprachen Sie mit ihm?“

„Nicht viel. Er fragte, wie viel Verspätung der Zug habe, und ich sagte, er werde wohl pünktlich eintreffen. Verspätung war nämlich nicht gemeldet.“

„Wann kam der Zug?“

„Acht Uhr sieben, fahrplanmäßig acht Uhr sechs.“

„Also eine Minute Verspätung?“

„Ganz recht. Der Baron sagte dann, er erwarte jemand...“

„Ja, und der ist dann nicht gekommen.“

„Doch, der Herr ist gekommen...“

Orion fiel wie aus allen Wolken. Das war ja etwas ganz anderes, als man bisher vermutet hatte. Daß er daran noch nicht gedacht hatte.

„Sahen Sie den Herrn näher oder konnten Sie nicht erkennen, wie er aussah? Das würde von größter Bedeutung sein für den Fortgang der Untersuchung. Vielleicht können Sie ihn irgendwie beschreiben?“

Ein Klingelzeichen ertönte.

„Der D-Zug kommt durch, wir wollen hinausgehen“, sagte der Vorsteher.

Und als sie draußen standen und der Zug vorbeigebraust war:

„Ich brauche den Herrn nicht weiter zu beschreiben, ich kenne ihn.“

„Sie kennen ihn? Wer war es?“

„Herr Maffentin.“

Zum zweiten Male tauchte dieser Name jetzt auf in Verbindung mit dieser Affäre, aber diesmal lag bestimmt ein Irrtum vor.

„Es war wohl sehr dunkel abends um acht“, meinte Dr. Orion, „Sie müssen sich geirrt haben.“

„Ausgeschlossen, Herr Doktor, ich kenne Herrn Maffen-

tin seit einem halben Jahre und habe ihn ganz deutlich erkannt.“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, denn er hat mir selbst gesagt, daß er den Zug benützte.“

„Nun, also?“

„Aber ich glaube nicht, daß gerade Herr Maffentin derjenige war, auf den Herr von Eggebrecht wartete.“

„So? Und wenn ich Ihnen nun sage, daß die beiden sich begrüßten?“ triumphtierte der Vorsteher.

„Sie sahen, daß sie sich begrüßten? Das ist allerdings etwas anderes.“

Orion sprach wie im Traum. Das paßte so gar nicht in seinen Plan, den er sich von der Sache gemacht hatte.

„Ja, sie grüßten sich. Ich sah ganz deutlich, wie Herr von Eggebrecht auf Herrn Maffentin zutrat und den Hut zog.“

„Und Herr Maffentin?“

„Na, der zog auch den Hut.“

„Und dann?“

„Dann sprachen sie miteinander.“

„Und dann?“

„Ja, glauben Sie denn, ich habe so lange Zeit, mich zu jedem Gespräch sämtlicher Reisender hinzustellen?“ sagte der Vorsteher beleidigt in der Annahme, wirklich genug Auskünfte gegeben zu haben. „Sie sprachen miteinander, inzwischen ging ich ins Stationsgebäude, und als ich herauskam, waren sie fort, und der Schlitten auch.“

„Sie sind demnach der Ansicht, daß beide in dem Schlitten des Herrn von Eggebrecht davonfuhren?“

„Was sollen sie wohl sonst getan haben?“

Sonderbar, dachte Orion. Maffentin kannte Eggebrecht nicht, hat er gesagt, und alle, die ich bisher fragte, haben's bestätigt. Niemand hat die beiden je zusammen gesehen. Aber eine halbe Stunde vor dem Mord müssen sie sich treffen und sprechen, denn, daß der Vorsteher sich geirrt hatte, war kaum anzunehmen. Aber niemand hatte die beiden gemeinsam davonfahren sehen. Er wollte sich eben bei dem Vorsteher für die Auskunft bedanken und wieder gehen, als diesem noch etwas einfiel.

„Was ich noch sagen wollte, Herr Doktor. Es ist mir etwas aufgefallen, aber, was war das nur? ... Ja, jetzt hab' ich's, bevor der Zug einlief, sprach ich doch mit Herrn von Eggebrecht, und da kam auch die Rede auf den Brand in der Nacht vorher, durch den die große Scheune auf dem Gut des Herrn Maffentin eingäschert worden war. Und da sagte der Baron, daß er Herrn Maffentin nicht kenne, aber daß er bald mal Gelegenheit nehmen wolle, das Versäumte nachzuholen.“

„Ja, das hat er mir auch gesagt.“

„Sehen Sie, und deshalb fiel mir auf, daß er eine Minute später einfach auf Herrn Maffentin, den er doch gar nicht kannte, zuging und ihn ansprach. Und — ich entfinne mich jetzt genau — es stand niemand auf dem Bahnsteig, also hat niemand sagen können: Das ist Herr Maffentin.“

Der Vorsteher war ganz stolz auf seine Entdeckung und auf seinen Spürsinn, und er mochte denken, es sei

vielleicht schöner und interessanter, Detektiv zu spielen, als hier auf dem Bahnhof täglich fünf Züge abzufertigen. Seine Wangen hatten sich noch mehr geröthet, als sie es von Natur schon waren, und er strahlte den Dr. Orion an. Der sagte kein Wort, gab ihm nur die Hand, nickte und ging schweigend davon. Seltsame Menschen, diese Polizisten, dachte der Vorsteher, zuerst sind sie redselig und wollen alles wissen, und wenn man ihnen alles gesagt hat, reden sie keinen Ton mehr.

Orion hatte auch wirklich keine Zeit mehr, sich aufzuhalten. Ihm gingen Dinge durch den Kopf, die wichtiger waren. Er sah auf die Uhr, es war zehn nach zwölf. Wenn er jetzt ein schnelles Tempo anschlug, mußte er feststellen können, in welcher Zeit man zum Gute des Herrn Maffentin ging. Seiner Ansicht nach konnte dieser den Weg bei hohem Schnee niemals in fünfviertel Stunden zurückgelegt haben. Wenn dies der Fall war . . .

Als er nach einer Stunde die Uhr aus der Tasche zog, hatte er noch nicht mal die Hälfte des Weges hinter sich. Damit war bewiesen, daß Maffentin, der den Zug acht Uhr sieben verließ und bereits um halb zehn auf seinem Gut eintraf, ein Fuhrwerk benützt haben mußte, und zwar eines, das sehr schnell fuhr. Bei hohem Schnee, wie er am achten gelegen hatte, konnte nur ein Schlitten in Frage kommen, der Schlitten des Herrn von Eggebrecht. Also kannten sich die beiden, und Maffentin hatte irgendwelche Gründe, diese Bekanntschaft zu verheimlichen. Was waren das für Gründe?

Für Orion stand trotz allem fest, daß Maffentin als Mörder nicht in Frage kam, oder es mußte sich herausstellen, daß der Tote aus geringer Entfernung geschossen worden war.

Dr. Orion begab sich noch einmal auf das Gut des Herrn Maffentin, mußte jedoch dort erfahren, daß dieser bereits mit dem Wagen wieder in die Stadt gefahren sei.

Nachmittags empfing er den Arzt. Die Unterredung war kurz. Das Geschloß war aus größerer Entfernung abgegeben worden, hatte den Kopf durchschlagen und war auf der rechten Seite unter der Haut stecken geblieben. Es handelte sich um ein 7-Millimeter-Mantelgeschloß, das wahrscheinlich aus einem Karabiner stammte. Der Tod mußte unmittelbar eingetreten sein. Daß der Schuß aus nächster Nähe, vielleicht von einem neben dem Toten sitzenden Mann abgegeben worden sei, hielt der Arzt für ausgeschlossen, die Kugel hätte dann den Kopf durchschlagen müssen.

So führte die eine Spur zu Maffentin, und über ihn hinweg weiter, die andere aber führte zu Bert Alcolin. Orion vermochte sich dieser unangenehmen Gewißheit auf die Dauer nicht länger zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große als Ehefister.

Von CARO BRACHVOGEL.

Wenn wir den Namen Friedrich der Große hören, so denken wir an den Kronprinzen von Rheinsberg, an den Sieger von Leuthen oder an den Einsiedler von Sanssouci, kaum aber läme uns in den Sinn, daß der große König sich auch mit Heiratsvermittlung beschäftigt haben könne. Und doch hat er, der selbst ein so gottvergessener Gatte war, sich nicht ungern in Somens Dienst gestellt, allerdings nicht sentimentalisch, um sich ein wenig Nothwendigkeit um die Nase wehen zu lassen, sondern um eine entsprechende Provision einzustreichen: einen politischen Vorteil. Da lagen ihm besonders die russischen Thronfolger am Herzen, und er mühte sich nach Kräften, den Preußenhaß, den die Zarin Elisabeth Rußland eingeimpft hatte, durch deutschen Einfluß zu paralysieren. Bei ihrem Nachfolger, Peter III., hatte er eine besonders glückliche Hand gehabt, denn die kleine Prinzessin von Zerbst, die er damals geschickt nach Petersburg bursierte, ist inzwischen die große Katharina geworden. Nun will sie ihren Sohn, den Großfürsten Paul, verheiraten, und kaum vernimmt Friedrich, daß sie den Baron Maffenburg als Brautwerber an die europäischen Höfe schiden will, da weiß der Preußenkönig auch schon eine Frau oder vielmehr eine Schwiegermutter für den jungen Paul. Im allgemeinen fragt man bei den Eheschließungen wohl mehr nach den Qualitäten der Tochter, als nach denen der Mama, doch die

Schwiegermutter, die Friedrich meint, die Landgräfin Karoline von Hessen, ist keine Frau gewöhnlichen Schlages. Goethe nennt sie „die große Landgräfin“ und man braucht bei diesem Epitheton nicht einmal den Uberschwang abzuziehen, der den Olympier Fürstlichkeiten gegenüber so leicht befiel, denn auch Friedrich von Preußen, der Frauenfeind, verehrte die Landgräfin aus vollem Herzen, widmete ihr zeitlebens eine Freundschaft, die er keiner anderen Frau gab. Die Landgräfin, eine geborene Zweibrücken-Birkenfeld, stand in regem geistigen Verkehr mit allen bedeutenden Männern ihrer Zeit und nahm auf die Regierung ihres Gatten, des schrullenhaften Landgrafen Ludwig, den allerbesten Einfluß. Der Landgraf Ludwig, der neunte seines Namens, war nun in seiner Art auch ein bemerkenswerter Herr: das Exzerzierreglement war seine Bibel, der Kasernenhof seine Welt, die Parade seine Erhebung, eigenhändiges Trommeln seine Zerstreuung. Geisterbeschwörungen stillten seine überflüssigen Bedürfnisse. Man kann sich denken, wie viel Freude eine Frau, wie die Landgräfin, von diesem Gemahl haben konnte und wie alle Frauen, die in der Ehe enttäuscht werden, suchte sie die Leere ihrer Brust mit dem Glück ihrer zahlreichen Kinder auszufüllen, und der königliche Freund will ihr zu solchem Glück behilflich sein, so gut er kann. Schon hat er seinen Neffen und Thronfolger, den späteren „dicken Wilhelm“, mit ihrer Tochter vermählt und nun, am 7. Mai 1772, erhält sie ein Schreiben, das dem landgräflichen Hause abermals eine Krone in Aussicht stellt: „Verehrte Frau Rufine! Es bietet sich eine günstige Gelegenheit, um eine ihrer Prinzessinnen zu verheiraten; ich hielt es für das Richtige, in dieser Angelegenheit zuerst die Zustimmung der verehrungswürdigen Mutter einzuholen. Es handelt sich nicht um eine Bagatelle, sondern um eine Ihrer Töchter auf den russischen Thron zu setzen. Die Sache läßt sich ganz gut machen. Freilich sind solch große Glückfälle immer mit allen möglichen Zufälligkeiten verknüpft, aber immerhin kann man annehmen, daß sie sich eher zum Guten, denn zum Schlimmen wenden. Ich bitte Euer Hoheit, mit sich zu Räte zu gehen und mir dann Ihren Entschluß mitzuteilen. Es ist keine Zeit zu verlieren . . .“

Man kann sich denken, daß die Landgräfin nicht „nein“ sagte. Sie hatte noch drei heiratsfähige Töchter im Hause und ist gleich entschlossen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich entgegenstellen könnten, erweist sich hauptsächlich in der Frage des Glaubenswechsels als ebenso großzügig-in-different, wie der königliche Freund es stets in kirchlichen Dingen gewesen ist. Friedrich bemerkt mit Vergnügen, wie viel leichter sich's mit der Landgräfin verhandelt, als seinerzeit mit dem alten Zerbst, dem Vater der großen Katharina: „Ich erinnere mich, daß der Fürst Zerbst mir immerfort mit religiösen Strupeln kam und auf alle meine Vorhaltungen erwiderte: „Meine Tochter soll nicht griechisch werden!“ Ich schmeichle mir, daß diesmal solche Strupel ausgeschlossen sind, um so mehr, als man ihm bewies, daß das griechische Bekenntnis auf das Tüpfelchen so lautet, wie das protestantische. Er war ältlich genug, das zu glauben, und darum ist seine Tochter jetzt Zarin. Sie sehen, Madame, welcher Art oft der Ursprung großer Dinge ist . . .“

Die Landgräfin sah es und beteuert, daß weder Zufälligkeiten noch Glaubenswechsel für sie und die Töchter irgendwelchen Schreden hätten, am wenigsten für Prinzessin Wilhelmine, der die Mutter am liebsten von ihren Dreien die Jarentrone aufsetzen möchte. Der Landgraf könnte sich allerdings eher bequemen wie der alte Zerbst, aber seine kluge Frau hat schon beschlossen, daß er den Übertritt der Tochter erst post festum erfahren soll. „Alles, was meine Familie gegen den Übertritt ins Feld führen könnte, würde mich nur verstimmen, niemals aber meinen Entschluß umstoßen.“ Nach dieser bündigen Erklärung gedenkt sie noch mit einem kleinen makellosen Räkeln, das sehr lebenswürdig aussieht, des alten Zerbst: „Wie schade, daß der gute Fürst Zerbst nicht mehr lebt! Ich wäre sonst bis ans Ende der Welt gelaufen, um von ihm die Gründe zu erfahren, die ihn schließlich überzeugten und ihm die Einwilligung zur Heirat seiner Tochter abrang. Nun, ich hoffe, es geht auch ohne ihn . . .“

Der Krieg will kein Ende nehmen, in Schweden bricht Revolution aus, die Zarin verzankt sich mit ihrem Liebsten, dem Fürsten Orloff — lauter wichtige und wichtigste Ereignisse, die von Wilhelmines jungem Haupt die Krone immer wieder wegschieben. Sogar die Sippen entfernter Verwandter scheinen sich verschworen zu haben, um der Landgräfin den Weg ins heilige Rußland zu versperren, denn im Sommer 1772 schreibt Friedrich, daß man in Petersburg sehr schockiert sei über das Benehmen einer Heroan von Zweibrücken und deren Tochter, der Kurfürstin von Sachsen. Die moralischen Anwandlungen der Zarin, die stets ganz Europa zu Zeugen ihrer skandalösen oder lächerlichen Liebschaften machte, zwingen der armen Landgräfin verzweifelt Spott ab: „Ich gestehe Euer Majestät, daß es mir unbekannt war, daß man auch von Seiten der Tanten

und Wasen her unbescholten sein müsse, um auf die Hand des Großfürsten hoffen zu dürfen."

Friedrich zerstreut nun allerdings die Wölchen, die von Zweibrücken und Dresden her die heßige Zukunft umflogen wollen, versteht es, den russischen Brautwerber, Baron Asseburg, ganz für seine Zwecke zu gewinnen, aber die Anstiege der Landgräfin wollen nicht weichen. Friedrich dagegen betrachtet die Sache schon als abgemacht und aloffiert die russische Freude an Siegesfeiern und Festen in sehr amüsanten Weise: „Ich werde mit meinem Glückwunsch an den Großfürsten noch warten, bis M. Romanoff noch ein paar Dukend Schlachten gewonnen hat, — es geht dann in einem hin. Wenn das höchste Wesen jemals mit Tebeums überfüttert worden ist, dann sicherlich in diesem Kriege! Keine Nation der Welt hat ihrer je so viele singen lassen wie Rußland! Wie glücklich Sie sind, teure Landaräfin, daß Sie dem Hause nahesteht, von dem so viel Licht und Ruhm ausstrahlen!"

Ah, die Landaräfin ist gar nicht überzeugt, daß sie dem Hause Romanoff wirklich nahesteht! Asseburg reist ja nicht nur nach Darmstadt, sondern auch an alle anderen Höfe, und an jedem steht mindestens eine Prinzessin gekieft und gespornt da, um unverzüglich nach Rußland zu tutschieren. Von den Reisen ihrer Töchter scheint die Landaräfin nicht recht überzeugt; immer wieder beteuert sie, daß ihre Prinzessinnen weder Feen noch Göttinnen gleichen, und nun geht Asseburg nach Württemberg, um dort eine Prinzessin zu beschaffen, die als sehr hübsch gilt! Die Landgräfin schöpft erst wieder Mut, als ihr Friedrich versichert, die Württemberglerin sei zu die, nicht vielleicht für östliche Schönheitsbegriffe, wohl aber für die Aussicht auf Nachkommenchaft. Kaum ist aber die übermollige Württemberglerin in den Hintergrund getreten, so taucht schon eine andere Konkurrentin, die Tochter eines Prinzen Georg auf: „Ein viermonatlicher Aufenthalt in Paris hat der Tochter des Prinzen Georg eine Grazie des Benehmens und des Tons gegeben, wie ihn meine Töchter in Darmstadt nicht lernen konnten, und drei Viertel aller Männer lassen sich durch Außerlichkeiten bestechen! Man hat diese Prinzessin in Paris sehr in den Vordergrund gedrängt, viele Russen sind dort und ich weiß, daß ihr Vater, der Prinz Georg, schon Schritte unternommen hat. . . Sobald es gilt, ein Ziel zu erreichen, versteht er es, schmeigsam zu sein, und ich müßte jede Hoffnung begraben, wenn ich nicht auf Euer Majestät zählen dürfte."

Da die endgültige Wahl dem jungen Großfürsten überlassen bleibt, schreibt Friedrich in seiner köstlichen Strupellosigkeit, daß die Landaräfin, sobald man erst über den Geschmack des Großfürsten unterrichtet sei, diejenige Tochter, die sie ihm geben wolle, eben genau so schildern und malen lassen solle, wie Paul sich die Zukünftige träumt. „Im allgemeinen weiß ich, daß man von ihr Sanftmut, tadellofe Haltung und Fruchtbarkeit erwartet." Reisend-frivol fügt er hinzu: „Im letzten Punkt muß man sich allerdings auf Wahrscheinlichkeiten verlassen, Erfahrungen wären hier nicht zulässig." Die Landaräfin, die alles ins Treffen führen will, was für ihre Töchter sprechen könnte, meint: „Nein, Erfahrungen sind hier wirklich nicht zulässig, aber nach den Proben, die meine zwei verheirateten Töchter ablegen, darf man auch der jüngeren mit einem günstigeren Vorurteil entgegensehen."

Endlich rückt der Friedensschluß in greifbare Nähe, und Friedrich, der Spötter, schickt sich an, im Madrigalstil zu schreiben. Er faßt etliches von Romanen, die nach unzähligen Hindernissen zu beludendem Ende führen, und von den „Mythen der Liebe", die man den „Corbeeren des Mars" vermählen wird. . . Weniger blumig, aber desto heralischer beteuert er der Landaräfin seine Freude, daß die Reise nach Rußland über Berlin gehen soll: „Ihr Aufenthalt hier wird mein Kuppelpels sein! Kurz vor der Abreise läßt sich auch einmal der Brautvater vernehmen in einem Stil, dem man die Freude am Trommeln und militärischen Exersitien deutlich anmerkt. Der Herr Landaräfin, an äußerste Pünktlichkeit gewöhnt, ist nämlich wütend, daß sich die Heirat so lange verzögert und schnaut daher seine Frau brieflich an: „Die Bildnisse sind nun bald ein Jahr in Petersburg und nun verlangt man, daß sie mit Armee und Bagage marschieren, d. h. mit unseren Töchtern. Meine Gedanken darüber will ich nicht aussprechen, ich glaube aber, daß sie sehr richtig sind."

Nun, niemand drängte ihn, seine richtigen oder unrichtigen Gedanken zu offenbaren! Er hatte die formelle Einwilligung zur russischen Heirat gegeben, — alles andere erledigte sie ohne ihn. Die Landaräfin verließ Darmstadt im Frühjahr 1773, um der russischen Krone entgegenzufahren, die sich auch wirklich auf Wilhelmines Stern setzte. Das Leben der Großfürstin Paul sollte aber nur einem tragischen Droll gleichen: die junge, von ihrem Manne vergötterte Frau, starb an den Folgen der ersten Niederkunft. . .

Der Missionsefel.

Afrikanische Skizze von Carl Winter.

Die Mission M. liegt im U.-Gebirge. Wenn man aus der heißen Steppe kommt und in M. eine kurze Rast machen kann, wird man ein ganz anderer Mensch. Nach der fast unerträglichen Hitze die Kühle, dazu die Gastlichkeit der Missionsbrüder, kurz, man fühlt sich wie im Himmel. Ruh man wieder in die Hise hinunter, darf man sogar den Missionsefel benutzen, was natürlich immer mit Dant angenommen wird. Ganz in der Nähe des großen Missionsgebäudes taucht nun ein Fluß vorüber, der herrliches, klares, kaltes Wasser führt. Eine schöne steinerne Brücke verbindet die beiden Ufer.

Der Gast hat sich also von den Brüdern unter vielen Danksagungen verabschiedet und besteigt den Missionsefel! „Reiten Sie durch den Fluß, denn die Brücke liebt der Efel nicht." — Gut, das Wasser ist ja nur einen halben Meter tief. Man nimmt die Beine hoch und mit vorsichtigen Schritten geht Bunda ins Wasser. In der Mitte bleibt er einen Augenblick stehen und man zieht die Beine noch etwas höher, wodurch der Efel natürlich unsicherer wird. Aber darauf wartet der vierbeinige Missionsangehörige nur. Er geht plötzlich in die Knie und legt sich ganz behaglich hin.

Die Missionsbrüder haben sich vollzählig auf der Veranda versammelt und sind Zeuge, wie ihr Gast neben seinem Reittier ins Wasser gleitet und dort in sitzender Stellung bis unter die Achselhöhlen von den munteren Wellen bespült wird, in sprachlosem Staunen einen Augenblick verharret, den Bunda benützt, sich zu erheben, sich zu schütteln, damit ja kein trockener Faden an seinem ehemaligen Reiter bleibt, und mit langsamen Schritten das Ufer zu gewinnen.

Inzwischen hat sich der nasse Gast triefend erhoben, und die Brüder haben Gelegenheit, festzustellen, wie wenig ihre fromme Gesellschaft abgefärbt hat: „So ein gottverfluchtes Was, so ein Mistvieh, so ein verdammtes" wird von der frommen Versammlung deutlich verstanden.

Nachdem der Efel noch einen liebevollen Blick erhalten hat, schaut man nach der Mission zurück, ob auch niemand die Blamage gesehen hat, und da wird es klar, daß die ganze Sache ein abgekartetes Spiel war.

Im Triumph wird man wieder zurückgeholt, kriegt ein paar Schnäpfe, zieht sich um und — bleibt noch einen Tag länger, denn morgen kommt ja ein guter Freund und dem wird der Efel natürlich auch angeboten.

Ich selbst war durch meinen Schwager gewarnt und wollte über die Brücke reiten, was mir aber sehr daneben glückte, immerhin konnte ich aber, noch ehe es zum Hinlegen kam, abpringen, worauf dem Efel das Hinlegen gar keinen Spas mehr machte, beleidigt nach der Mission zurück lief, was sehr komisch wirkte, und wofür ich gern meine nassen Beine in Kauf nahm. Freilich bekam ich auch keinen Schnaps.

Der Efel ist der Mission unverkäuflich!

Der Geizhals und der Lastträger.

Nach der Erzählung eines Arabers, übertragen von D. A. G. Schumacher.

Es lebte in Kairo ein sehr geiziger Kaufmann, der alle seine Kollis immer am liebsten ohne Trägerlohn herbeigeschafft haben wollte. Eines Tages versprach er einem der Träger sechs Para für den Transport eines Korbes mit Töpferwaren. Unterwegs sagte er zu dem Träger: „Lieber Freund, sieh, du bist jung und ich bin alt, du wirst noch viel verdienen; so ermähige doch deinen Lohn um ein Para! „Gern!" erwiderte der Träger. Bis beide zu des Kaufmanns Haus gelangten, hatte dieser es dahin gebracht, schließlich nur ein Para Lohn zu geben. Als beide auf der Treppe zum Warenlager standen, meinte der Kaufmann: „Erlassest du mir nun auch den letzten Para, so sollst du drei Ratschläge von Wert von mir hören. Sei nicht dumm und nimm es an." Meinetwegen", seufzte der arme Teufel, und so begann der Kaufmann: „Wenn man dir sagt, daß Hunger besser ist, als Sattsein, so glaube du es nicht! Und wenn man dir sagt, daß Armut besser ist, als Reichtum, so glaube es auch nicht. Endlich, wenn man dir sagt, daß zu Fuß besser sei, als zu Pferde, so glaube es nicht!"

Der Träger jammerte: „Herr, sind das deine Ratschläge? Das alles weiß ich ja schon längst, doch ich wollte dich nicht unterbrechen. Dafür mußt du nun auch meinen Rat hören — er wird dir neu sein: Wenn man dir sagt, daß nur ein Stück in diesem Korb Töpferwaren ganz sei, so glaube es nicht!" und er warf den gefüllten Korb von seinen Schultern die Treppe hinab.



Die Kleidung des Kleinkindes im Sommer.

Die Sommermonate sind für unsere Kleinkinder eine besonders gefährliche Zeit. Alljährlich, wenn die große Hitze einsetzt, müssen zahlreiche Säuglinge ihr zum Opfer fallen. Das lehrt auf das deutlichste die Sterblichkeitsstatistik, die Todesraten für Kinder unter einem Jahr sind nämlich bei weitem am höchsten in den Monaten Juni, Juli und August, die Monate der höchsten Temperaturen also. Der zarte Organismus kann eben die vermehrten Gefahren nicht überwinden.

Nun wäre es aber natürlich ganz falsch anzunehmen, daß wir in dieser Erscheinung der vermehrten Säuglingssterblichkeit im Sommer eine geschmälig wiederkehrende, unabänderliche Tatsache vor uns hätten, der wir uns fügen müßten. Die Kenntnis dieser Zusammenhänge weist uns vielmehr die Wege, wie wir durch eine verschärfte Sorgfalt und eine vernünftige Säuglingspflege den sommerlichen Gefahren begegnen und sie, wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch auf ein Mindestmaß herabdrücken können.

Zu dieser vernünftigen Säuglingspflege im Sommer gehört nicht zuletzt auch eine vernünftige Kleidung des Kleinkindes. In dieser Beziehung wird aber immer noch viel Unfug getrieben, vor allem dadurch, daß man dem Säugling zu viel Hüllen umgibt. Wenn davor schon im Winter gewarnt werden muß, so gilt dies noch ganz besonders für den Sommer, wo es gilt, den Säugling möglichst kühl zu erhalten. Ein äußerst wichtiger Vorteil der leichten Kleidung ist, daß nur sie den Zutritt der Licht- und Sonnenstrahlen an den Körper des Kindes gestattet, und das sollte ja, nach allem, was schon darüber geredet und geschrieben worden ist, allmählich zu einer allgemeinen Erkenntnis geworden sein, wie segensreich diese Einwirkung und wie im Grunde unentbehrlich für eine gedeihliche Entwicklung des Kindes ist. Weiter aber kann nur dann die auch sehr wichtige Ausdunstung der Poren ungehindert vor sich gehen. Schließlich wird aber, und dies ist gerade für die Sommermonate von besonderer Wichtigkeit, durch Vermeidung allzuschwerer Hüllen eine übermäßige Erhitzung und damit Schädigung des Organismus vermieden.

Wie soll nun die vernünftige Kleidung des Kleinkindes im Sommer beschaffen sein? Was ist an Hüllen, Windeln, Hemdchen und Zäckchen entbehrlich und was unbedingt zu vermeiden? Auf jeden Fall muß die Sitte, wie sie noch bei unseren Großmüttern und Müttern üblich war, und wie sie noch heute nicht ganz verschwunden ist, als für das Kind schädlich gebrandmarkt werden, dieses in doppelter und dreifacher Windel und Gummianterlagen zu wickeln und fest zu bündeln, daß es schließlich einem Häufchen Ungeflück gleicht in seinen Fesseln, die ihn in jeder Bewegung hemmen und jeden Zutritt von Luft verperren. Darüber sind sich alle Ärzte heute einig, daß nicht nur ohne Schaden für die Gesundheit, sondern im Gegenteil zu ihrem Heil ein guter Teil dieser Hüllen schon zum mindesten im Sommer fortgelassen werden kann, so daß im Grunde nur eine leichte Windel, ein Hemdchen und ein Zäckchen übrig bleibt. Warum sich aber so viele Mütter nicht entschließen können, gerade dieser Forderung einer modernen, vernünftigen Säuglingspflege nachzukommen? Teils ist dies die tief eingebürgerte, schon mehr abergläubische Furcht vor „Erfältung“. Aber auch diejenigen werden recht haben, die in der Überfülle der äußeren Hüllen, die schon dem Säugling angetan werden, eine gewisse Eitelkeit der Eltern, vor allem der Mütter, erblicken und die Tendenz, ihr Kind gewissermaßen als Spielzeug zu gebrauchen. Es wird schon in vielen Fällen stimmen, wenn etwa Dr. med. Torquils Ormhaug in seinem der praktischen Kinderpflege gewidmeten Büchlein schreibt: „Das Kleine wird nun einmal als Spielzeug betrachtet, und zu einer Puppe gehören eben Puppenkleider, besonders wenn die Freundinnen zu Besuch kommen, um das Jüngste zu bewundern.“ (Du und Dein Kind. Gemeinverständliche Betrachtungen über moderne Ernährung und Erziehung des Kindes, Leipzig, Verlag von Kurt Rabitsch.) Es kommt hinzu, daß diese Freundinnen ebenso wie die Großmütter und Tanten meist sich zu überbieten pflegen im Verstellen und Schenken von allen möglichen reizenden Dingelchen für das Jüngste der Familie und

alle diese Dingelchen müssen dann natürlich auch dem Kinde angeschlossen werden, schon um den Geber nicht zu kränken.

Die einzige Kleidung, deren der Säugling wirklich benötigt, ist, darüber sind sich heute alle Theoretiker und Praktiker der Kleinkinderpflege einig, eine große baumwollene Windel, die in ein Dreieck gefaltet und zweckmäßig geschlungen wird. Dazu kommt nur noch ein baumwollenes Hemdchen und ein leichtes Strickjackchen, beide hinten offen. — Nun gehört ja aber zur Kleidung des Säuglings im weiteren Sinne, so kann man wohl fast sagen, sein Bettchen, denn in ihm verbringt das Kind in den ersten Monaten seines Lebens ja so gut wie alle Stunden der Nacht und des Tages. Daher ist die Beschaffenheit des Bettchens von großer Wichtigkeit. Hier muß nun auch, so will es die moderne Säuglingspflege, der Grundsatz lauten: recht einfach und kein überflüssiges Zubehör, vor allem keine Federn als Unterlage oder zum Zubeden. Eine Matratze, über die natürlich die nötigen Laken kommen, ein Kissen, das nur ganz dünn sein darf, damit der Rücken des Kindes gerade zu liegen kommt, und für den Sommer nur eine dünne Decke darüber, dies genügt. Als Füllung der Matratze ist Holzwolle zu empfehlen, weil diese leicht gereinigt werden kann. Um das Kind im Sommer vor den lästigen Fliegen zu schützen, kann leichte Gaze über das Bettchen gespannt werden.

So viel über die Kleidung und über das Bettchen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß in den Sommermonaten nicht unterlassen werden soll, das Kind regelmäßig jeden Tag für eine Zeitlang aller Hüllen zu entblößen und es frei strampeln zu lassen. Dies ist nicht nur für das Kind ein riesiges Vergnügen, sondern ihm auch höchst beförmlich, weil sich durch die Ausarbeitung seine Muskeln stärken und es durch die Einwirkung der Luft abgehärtet wird.

Wenn man so in der Gestaltung der Kleidung des Säuglings vernünftig verfährt, dann wird man die Gefahren, die die heißen Monate für unsere Kleinsten bieten, erheblich herabmindern.
Gerad W o j s h n i e w s k i.

Kühle Speisen für heiße Tage.

Simbeersuppe mit Sago. Die Himbeeren werden zerlesen, gewaschen und, nachdem man sie ein paarmal hat aufgeschlagen lassen, durch ein Sieb gerieben. Dann wird die durchgerührte Masse mit Sago gekocht. Zuletzt schmeckt man mit Zucker ab. Ehe man sie zu Tisch gibt, läßt man sie im Keller oder im Eisschrank erkalten.

Kalte Erdbeersuppe. Die Erdbeeren (man kann Garten- oder Walderdbeeren nehmen) werden zerlesen, gewaschen und durch ein Sieb gerührt, wobei man immer etwa heißes Wasser nachgießt. In diese Masse wird nun Zucker, etwas Weißwein und saure Sahne hineingetan. Dies alles wird gut vermischt und auf einer heißen Herdplatte erhitzt, aber nicht bis zum Kochen gebracht. Man stellt dann die Suppe in den Keller oder in den Eisschrank zum Abkühlen. Mittags reicht man in Scheiben geschnittene und in Fett geröstete Brötchen dazu.

Zitronenpudding. An Zutaten sind nötig: 2 Zitronen, eine Tasse Zucker, Maisena und das Weiße von vier Eiern. Den ausgepressten Saft der Zitronen und den Zucker läßt man in dreiviertel Liter Wasser zum Aufkochen kommen. Dann wird allmählich so viel Maisena daran gerührt, daß ein ziemlich dicker Brei entsteht. Man nimmt ihn nun sofort vom Feuer und rührt das zu Schnee geschlagene Weiße der vier Eier darunter. Dann tut man den Pudding in eine Form und stellt ihn an einen kühlen Ort zum Erkalten. Man kann zu dem Pudding Vanillesauce reichen, zu der man die übrigen geliebten Gelbeier verwendet.

Ein schmackhaftes, durststillendes Getränk. An heißen Sommertagen hat man vor allem Verlangen nach kühlenden, durststillenden Getränken. Sehr gut entspricht diesem Wunsche ein aus Wasser und Essig bereitetes Getränk, wenn es freilich auch für bleichsüchtige jugendliche Personen nicht gerade gesund ist und sie darum besser täten, in seinem Genuß nicht des Guten zu viel zu tun. Die Zubereitung ist sehr einfach. Man nimmt auf zehn Teile Wasser einen Teil Essig und süßt nach Geschmack. Natürlich muß man eine gute, unverfälschte Qualität Essig dazu nehmen, am besten schmeckt Weinessig.